

Die Zeitschrift

Nr. 26

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Der Böttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Sam wußte nur zu gut, daß der alte Böttner sich lieber das Herz aus dem Leibe würde reißen lassen, als daß er die Stelle verlassen hätte, die seine Vorfahren besaßen, die er selbst durch ein Leben inne gehabt. Die Angst, vom Hofe getrieben zu werden, band den Alten wie ein ungeschriebener, aber darum nicht minder wirksamer Kontrakt an den neuen Besitzer des Bauerngutes.

Es war eine Art von Leibeigenschaft. Und gegen dieses Joch waren die alten Frohnden, der Zwangsgesindebienst, die Hofegängerei und alle Spann- und Handdienste der Hörigkeit, unter denen die Vorfahren des Böttnerbauern geknechtet hatten, feberleicht gewesen. Damals sorgte der gnädige Herr immerhin für seine Unterthanen, mit jener Liebe, die ein kluger Haushalter für jedes Geschöpf hat, das ihm Nutzen schafft, und es gab manches Band gemeinsamen Interesses, das den Hörigen mit der Herrschaft verband.

Dieser modernen Form der Hörigkeit aber fehlte der ausgleichende und versöhnende Kitt der Tradition. Hier herrschte die parvenuhafte Macht von gestern prächtig und frivol, die herzlose Unterjochung unter die kalte Hand des Kapitals.

Man mußte dem Händler eines lassen: er arbeitete geschickt, mit „Diskretion“, ja mit einer gewissen Eleganz. Sam besaß das Talent seiner Klasse in hohem Maße, Anderer Arbeit zu verwerthen, sich in Nestern, welche fleißige Vögel mit emsiger Sorgfalt zusammengetragen, wohnlich einzurichten. Und die Natur hatte ihm eine Gemüthsverfassung verliehen, die es ihm leicht machte, sich um das Geschick der fremden Eier nicht sonderlich zu grämen.

Man rechnete Sam nach, daß er bereits jetzt durch den Verkauf einzelner Porzellanen, für den Preis gedeckt sei, den er bei der Subhastation geboten hatte.

Eines Tages im Frühlommer waren eine Anzahl fremder Arbeiter und ein Geometer nach Halbenau gekommen. Sie hatten sich auf die große Wiese, die zwischen dem Böttner'schen Hofe und dem Walde, ungefähr in der Mitte des Grundstückes lag, begeben. Hier, an der dachartig abfallenden Lehne, sungen sie an, abzustecken. Dann wurde der Rasen abgeschält, der Humus, der zuletzt unter der Grasnarbe lag, auf besondere Haufen geworfen, und schließlich in der tiefer gelegenen zähen Thonerde ein umfangreiches Biered von Metertiefe ausgegraben.

Dier sollte die Dampfziegelei hin, die Harrassowitz zu gründen gedachte.

Es sei ein allgemeines Bedürfnis für die Gegend, hatte Sam erklärt; weit und breit bekäme man keine vernünftigen Ziegeln zu kaufen. Er halte es für seine Pflicht, etwas für die Hebung des Ortes zu thun, durch Einführung der Industrie. Nun sollten

die Halbenauer einmal sehen, was jetzt für Geld unter die Leute kommen werde! —

Die Grundmauern zum Ringofen schossen schnell aus dem Boden hervor, das Gebälk zum Trockenschuppen wurde gerüstet, die Schlammablässe angelegt, und schließlich die einzelnen Theile der weitläufigen Anlage mittelst schmaler Schienenstränge verbunden. Ueber dem Ganzen reckte sich bald die Ziegeleise höher und höher empor; ein ungewohnter Anblick, der die Halbenauer staunen machte. Nun bekamen sie doch eine Dampfesse in den Ort.

Täglich gab es jetzt Veränderungen auf dem Grundstücke. Eines Tages, im Herbst, erschien ein gräflicher Revierförster mit seinen Leuten auf der zum Böttner'schen Gute gehörigen Waldparzelle. In wenigen Tagen ward mit den verkrüppeltesten Kiefern, Buchholberbüschen und Stockauschlägen aufgeräumt und Kahlschlag hergestellt.

Die Herrschaft Saland hatte nun doch den Wald des Bauerngutes angekauft für ein Geld, das dem Bauern, hätte er es zur rechten Zeit gehabt, über alle Nothe hinweggeholfen haben würde. Gleichzeitig war auch das „Büschelgewende“, dessen Uebarmachung dem alten Manne so viel sauren Schweiß gekostet hatte, an den mächtigen Nachbarn gekommen. Nun war das Loch zugemacht, das bisher die beiden gräflichen Reviere: Halbenau und Saland, getrennt hatte. Im Frühjahr sollte die ganze Fläche zugepflanzt werden.

Traugott Böttner sah alle diese Dinge. Keine Klage kam über seine Lippen. Es war, als habe er sich selbst Schweigen auferlegt. Was in seinem Inneren vor sich ging, erfuhr kein Mensch.

Er glich einer Pflanze, die man schlecht verkehrt hat, und die nun in verwahrlostem Zustande dahinsieht; sie vegetirt noch, aber in ihren Säften geht sie zurück. Er glich auch einer Maschine, die ohne treibende Kraft doch weiter arbeitet, weil der Schwung von früher her noch ein Weilschen vorhält, ehe sie ausseht.

Für Schmerz war er scheinbar unempfindlich geworden, abgestumpft durch das Juviel, gleich dem Boden, der allzustark getränkt, keine Masse mehr in sich aufnimmt.

Die da meinten, er sei gefühllos, irrten sich. Er fühlte gar wohl das Unrecht, das ihm widerfuhr. Die Demuth und Schmerzenseeligkeit eines Hiob war seiner halsstarrigen Bauernatur nicht eigen. Weit davon entfernt war er, mit dem Knechte Gottes aus dem Alten Testamente zu sagen: „Ich bin nackend von meiner Mutter Leibe gekommen, nackend werde ich wieder dahinfahren. Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobet!“

Wenn er auch scheinbar zum stumpfen Lastthier herabgesunken war, das die Schläge gleichgültig hinnimmt, so blieb sein innerer Trost doch ungeboren. Menschenhaß und Verachtung waren seine Tröster, Groll seine Nahrung; die einzige, die ihn noch in Kraft erhielt. Aber die Qualen, die er ertrug, waren um so brennender, weil er nicht den Schrei der Wuth fand, sich von ihnen zu entlasten.

XXVI.

Nachdem das Manöver vorüber, hatte der Graf Urlaub genommen, um die Hochzeit seiner Schwester Wanda anzurichten. Große Vorbereitungen wurden in Schloß Saland zu diesem Feste getroffen. Der Adel der Nachbarschaft, die Magnaten der Provinz waren geladen. Aus Berlin waren Freunde des Bräutigams und Kameraden des Wirthes eingetroffen, und immer noch erschienen neue Gäste.

Es war ein Fest für die ganze Gegend. Die kleinen Leute nahmen die Gelegenheit wahr, einmal gründlich blauen Montag zu machen. Täglich gab es in Saland jetzt etwas zu sehen. Einmal hieß es, ein Wagen sei angekommen, mit sechs Pferden davor, Kutsher und Diener mit feuerrothen Röcken. Natürlich lief man da von der Arbeit fort, um das Wunder zu begaffen. Dann wieder gab es ein Feuerwerk. Leute in einem entfernten Dorfe sahen davon den Schein gegen den nächtlichen Himmel und glaubten, es müsse ein Schadenfeuer sein. Die Sturmglocke wurde angeschlagen, die Feuerwehr alarmirt. Die Feuerwehren der Ortschaften, durch die man kam, schlossen sich an. Und so erschien schließlich eine ganze Anzahl Spritzen vor Schloß Saland. Als man wahrnahm, daß es gar kein Feuer gab, schimpfte man weidlich.

Der Graf erfuhr von dem falschen Alarm und ließ den Leuten Bier geben aus der Schloßbrauerei, damit sie, statt des Feuers, wenigstens ihren Durst löschen möchten. —

Die fabelhaftesten Gerüchte durchschwirrten die Luft; es hieß: am Hochzeitstage solle Geld unter die Menge geworfen werden, im Schloßhofe werde am Vorabend der Trauung ein gebratener Dohse und ganze Schweine und Kälber zur allgemeinen Speisung ausgelegt werden, und dazu würde aus einem Kiefersasse Wein fließen.

Eine Art von Fieber hatte sich der Bevölkerung bemächtigt. Die Arbeit schmedte den Ernüchterten nicht mehr; man erwartete voll Spannung außergewöhnliche Dinge.

Auch Karl Böttner war von Wörmsbach herübergelaufen, um sich das Feuerwerk mit anzusehen. Er kannte einige von der Feuerwehrschaft von der Truppe her. Man nahm ihn mit, als es zur Biervertheilung

lam. So gelangte er zu Bier und Zigarren, er wußte nicht viel!

Das hatte ihm gefallen! Am nächsten Vormittage lief er schon wieder nach Saland, gegen Theresens Willen. Er hoffte im Stillen auf einen ähnlich glücklichen Zufall, wie ihn der vorige Abend gebracht. Diesmal fiel zwar nichts für ihn ab, aber er wurde Zeuge eines merkwürdigen Schauspiels.

Im gräflichen Park befand sich eine Wiese, beschattet von prächtigen Eichen und Linden. Hier auf ebener Nasenfläche überraschte Karl eine wunderliche Gesellschaft. Eine Anzahl Burschen sprang da herum, wie die Müller anzusehen, von oben bis unten weiß. Auf den Köpfen trugen sie bunte Mützen, um die Hüften farbige Gürtel. Sie hielten in ihren Händen Dinger, großen Fliegenklatschen nicht unähnlich, damit warfen sie sich kleine Bälle zu, über ein Netz weg, das quer über den Nasenplatz gespannt war. Dazu schrien sie unverständliche Worte, gestikulierten eifrig, und liefen manchmal wie besessen hin und her.

Das war sehr possirlich mit anzusehen. Die Burschen aber schienen die Sache mit großem Ernst und Eifer zu betreiben.

Karl hatte die Spielenden von Weitem für Knaben gehalten, die sich mit dergleichen Narreteien die Zeit vertrieben. Als er näher kam, erkannte er jedoch, daß es erwachsene Männer seien. Er schloß sich einer Gruppe von Dorfleuten an, die, hinter einem Bosquett stehend, dem Treiben der Bornehmen zusahen.

Auf der Parkwiese war eine größere Gesellschaft versammelt: Herren und Damen. Man saß und lag umher auf Korbstühlen und Bastmatten. Zwischen den Bäumen waren Hängematten gespannt. Eine Dame, die sich in einer solchen hin und her schaukelte, nahm sich wie ein rother Farbentlecks aus gegen das Grün des Rasens. Man trank, rauchte, nahm Erfrischungen zu sich, stand in Gruppen beieinander, lachte und schwatzte, in nachlässiger Weise. Ein Konzert fremdartiger Formen und Farben: die Damen in hellen Toiletten, wie erotische Blumen! Ein üppiges, farbenschillerndes Bild von niegesehener Eigenart entrollte sich vor den Augen des Landvolkes. Karl stand da und riß große, unverstündliche Augen auf.

Eine Frau, die gelegentlich auf Scheuerarbeit in's Schloß kam, machte die Erklärerin. Sie wußte, welcher der Bräutigam sei: dort der Kleine, mit dem schwarzen Schnurrbartchen. — Karl hatte sich einen Prinzen bis dahin auch ganz anders vorgestellt.

Jetzt hörten sie auf zu spielen. Großes Durcheinander herrschte auf dem Plage. „Nu hat eene Parte gewonnen! Desderwegen thum se su brillen,“ erklärte die Frau, sichtlich stolz, daß sie so gut über die Sitten der Großen unterrichtet sei. „Ike wern de Frauensmenscher och glei losmachen, paßt a mal uff!“

Nichtig! Es traten zwei Damen mit auf den Plan. „Safft ad, das is se! Das is unse Wanda — das is de Braut!“

Nun sah man auch die Damen voll Eifer auf dem Nasen hüpfen. Es wurde viel gelacht und gejubelt. Das Brautpaar spielte auf einer Seite; sie verloren. Wanda tabelte den prinziplichen Partner oft genug und ließ ihn nach den verlorenen Bällen springen.

Ein kleiner Alter mit einem Leinwand sack auf dem Rücken, hatte lange wortlos dem Spiele zugehört, aus matten rothumranderten Augen. Dann sagte er plötzlich: „Die sein verrickt in Koppel!“ damit ging er kopfschüttelnd von dannen.

„Nacht hat 'r!“ sagte ein Anderer. „De Grußen sen alle verrickt, alle miteinander sen die verrickt, de Grußen! Got es sumas gefahn! Die mechten wos Gescheitres macha, als dohie su rimtalbern, und an lieben Herrgunt de Zeet stahlen.“

Die Frau, welche vorher Erklärungen gemacht hatte, widersprach. „Nu, is 's etwan nich afn?“ hieß es da. „Gibt der Art eene urndliche Arbeit ei de Hand und 'r sollt sahn, wie se sich dabertzut stellen warn!“

Karl blieb noch eine ganze Weile dort stehen. Das Treiben gefiel ihm, wenn er den Sinn auch nicht verstand.

Auf dem Rückwege kehrte er ein. Bei dieser Gelegenheit traf er einen Bekannten, der ihm erzählte: Morgen sei Jagd auf dem Herrschaftlichen, da gebe es gute Bezahlung und gewöhnlich auch Antheil am Jagdfrühstück für die Treiber; es würden noch Treiber gesucht. Karl, den besonders das Jagdfrühstück lockte, ging auf die nahe Oberförsterei und meldete sich als Treiber.

Am nächsten Morgen fand bei klarem Frühjahrs-wetter die Jagd statt. Es galt vor Allem den Fasanen, aber auch Vorkwild, Rebhühner, Nebböcke und Hasen sollten zum Abschluß kommen.

Karl Bittner ging in einer langen Reihe von Treibern, mit einem Stocke bewaffnet. Der Fasane wegen, die sie sich gern übergehen lassen, gingen die Treiber so eng, daß sie sich fast die Hände reichen konnten. Sie waren angewiesen, ganz langsam, schrittweise vorzugehen, wenig Lärm zu machen und mit ihren Stöcken auf die Büsche und jungen Bäumchen zu klopfen, um das Wild locker zu machen. Von Zeit zu Zeit ertönten, von einem am Flügel marschirenden Forstbeamten geblasen, Signale; dann machte die ganze Kette Halt, um auf ein neues Signal wieder loszuschreiten.

Die Fasane waren zahlreich, da im Herbst zuvor wenig abgeschossen worden war. Bei dem warmen Wetter lagen die Vögel fest, oft flogen sie den Treibern unter den Füßen auf. In einem fort ertönte das Gackern der Hähne. Dann, sobald die Vögel über die Schützenkette strichen, Schüsse, oft ganze Kanonaden! Es war ein herzerquickendes Schauspiel für das Auge des Waidmanns, wenn der Fasanhahn in die Luft stieg, dann in gerader Linie abstrich, im Glanze seines prächtigen Gefieders mit dem langen Stöße. Darauf ein wohlgezielter Schuß, gut vorgehalten; der königliche Vogel klappte zusammen, die ganze Pracht hatte ein jähes Ende gefunden!

Auch der Treiber bemächtigte sich gar bald das Jagdfieber. Aller Mahnungen des Forstpersonals, sich stille zu verhalten, ungeachtet, schrien sie laut, jeden Treffschuß bejubelnd.

Nach dem fünften Treiben fand Frühstückspause statt. Tische und Bänke waren herbeigefahren worden. Am Feuer, das auf einem Waldwege angezündet worden war, wurden große eiserne Töpfe und kupferne Kessel mit Speisen und Getränken gewärmt. Die Schützen ließen sich nieder, einige Diener vom Schlosse bedienten.

Karl hatte unter den Jagdgästen einen ehemaligen Vorgesetzten wiedererkannt, der sein Rekrutenoffizier gewesen war. Inzwischen war der damalige Lieutenant zum Major vorgerückt und nach Berlin zur Garde versetzt worden.

Karl konnte den Entschluß nicht recht finden, den Herrn anzureden. Wer weiß, ob der ihn kennen würde? Und dann würde er womöglich ausgelacht! — Aber nach dem Frühstück wuchs sein Muth. Die Speisereife waren unter die Treiber vertheilt worden; Karl hatte gierig geschlungen. Auf irgend eine Weise war auch eine Flasche starken Likörs vom Tische der Schützen unter die Treiber gerathen. Karl hatte einige Schlucke von dem ungewohnten Getränk genossen; er befand sich infolge dessen in gehobener Stimmung.

Mit mehr Freimuth, als ihm gewöhnlich eigen war, trat er vor seinen ehemaligen Vorgesetzten hin, schlug die Hacken zusammen, legte die Hand an die Kopfbedeckung, sagte seinen Namen und erzählte, daß er Rekrut beim Herrn Major gewesen sei.

Der Offizier betrachtete sich den großen ungeschlachten Burschen eine Weile, dann schien ihm die Erinnerung zu kommen.

„Waren Sie nicht anfangs rechter Flügelmann der Abtheilung?“ fragte er. Karl bejahte. „Aber nachher mußte ich Sie in's zweite Glied stecken, weil Sie mit die ganze Gesellschaft umschmissen. Denn Sie waren doch der Rekrut, der immer rechts und links verwechselte — nicht wahr?“ Karl antwortete durch ein verlegenes Grinsen auf diese verhängliche Frage.

Der Major erzählte nun den anderen Schützen allerhand Streiche von dem Rekruten Bittner. Er that sich auf sein ausgezeichnetes Gedächtniß etwas zu gute. Dann erkundigte er sich nach Karl's jetziger

Beschäftigung, ob er verheirathet sei, Kinder habe, und so weiter.

Während des nächsten Treibens hatte Hauptmann Schroff, welcher Zeuge der Unterhaltung gewesen war, dem Major die Geschichte der Bittnerschen Familie berichtet. Andere Herren traten hinzu, der Fall wurde hin und her besprochen. Ueber den ländlichen Wucher ward manch kräftiges Wörtlein gesagt. Karl Bittner, als der älteste Sohn des ausgewucherten Bauern, wurde, ohne es zu wissen, zum Märtyrer gestempelt; auf einmal stand er im Mittelpunkt des Mitleids und der Sympathie.

Der Major veranstaltete schließlich eine Geldsammlung für seinen ehemaligen Rekruten. Es gingen ebenso viele Goldstücke ein, wie Herren da waren. Der Major drückte dem erstaunten Karl die Summe von hundertundvierzig Mark in die Hand mit dem Wunsche, daß er sich damit ein wenig „aufrappeln“ solle.

Karl vergaß das Danken, so überrascht war er.

Die anderen Treiber steckten die Köpfe zusammen. Schon regte sich der Neid. So viel Geld verdiente man auf rechtmäßige Weise ja nicht in vielen Monaten.

Hauptmann Schroff war ungehalten, daß man dem Manne das Geld so ohne Weiteres ausgehändigt hatte; doch konnte er nichts mehr daran ändern. Er ermahnte Karl wenigstens, er möge keinen Unfug damit anstellen.

Aber der hörte und sah nichts mehr, starrte nur immer die Goldstücke in seiner Hand an. — War das ein Glück! Er vermochte es kaum zu fassen.

Die Jagd ging weiter. Karl Bittner wurde jetzt auch von den Treibern ganz besonders beachtet. Er hatte selbst keine Schnapsflasche mitgebracht; dafür beeilten sich die Anderen, ihm ihre „Neegen“ anzubieten. Es war gut für Karl, daß die Dämmerung herankam und damit das Ende der Jagd, denn er war so berauscht, daß er sich kaum noch auf den Füßen zu erhalten vermochte.

Es gehörte nicht viel dazu, um Karl betrunken zu machen. Heute hatte das ungewöhnliche Glück, das ihm so unversehens in den Schooß gefallen war, dazu beigetragen, ihn zu berauschen. In der seligsten Laune trat er mit den anderen Treibern den Heimweg an.

Als man an einem Gasthof vorüber kam, hieß es: Bittnerkarl müsse etwas zum Besten geben. Karl zögerte. Eine Stimme warnte ihn, die Gaststube zu betreten. Er sehnte sich eigentlich nach Haus, um seiner Frau das Geld auf den Tisch zu legen. Was die für Augen machen würde!

Therese hatte ihn zwar in der letzten Zeit schlechter denn je behandelt; dumm und faul und einen Freßsack hatte sie ihn genannt, der nichts weiter könne als fressen, saufen und sie belästigen. — Nun wollte er ihr's mal zeigen! Er konnte doch noch was Anderes! So viel Geld, wie er heute mitbrachte, hatte sie wahrscheinlich noch niemals beisammen gesehen. Es drängte ihn, zu Theresen zurückzukehren, an deren Ueberraschung er sich weiden wollte.

Aber die Anderen setzten ihm zu. Da waren verschiedene lustige Brüder darunter, die er gut leiden mochte. Man warf ihm vor, er sei ein Geiztragen. Mit einer Tasche voll Gold wolle er nicht mal ein paar Groschen für Brauntwein springen lassen, das sei einfach ruppig. Karl glaubte, diesen Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen zu dürfen; er trat in die Schenkstube, schlug auf den Tisch und verlangte Korn für die ganze Gesellschaft.

Als er nach einigen Stunden die Schenke verließ, war Karl zwölf Mark losgeworden. Er war schwer betrunken, lallte und heulte wie ein Kind. Von zwei Leuten mußte er geführt werden, die ihn bis nach Wörmsbach vor sein Haus brachten. Die beiden Führer klopfen an die Hausthür, bis Therese den Kopf zum Fenster hinaussteckte und ärgerlich fragte: wer da sei. Die Männer setzten den Besinnungslosen auf die Thürschwelle und entfernten sich schnell. Sie verspürten nicht die geringste Lust nach einem Zusammentreffen mit der bösen Sieben.

Therese schleifte den Betrunkenen in's Zimmer. Sie war außer sich. Nun fing Karl noch an zu saufen. Das hatte wirklich gefehlt zu allem Unglück!

Sie entkleidete ihn, um ihn in's Bett zu schaffen. Als sie ihm die Beinkleider herunterzog, hörte sie

ein Klirren und Klappern. Sie untersuchte die Taschen. Dabei fiel ihr das Geld in die Hände. Sie suchte Alles zusammen, legte es auf den Tisch und zählte: hundertundachtundzwanzig Mark.

Zunächst war Therese erschrocken. Wie kam Karl zu dem Gelde?

Sie schrie ihn an, er solle ihr antworten. Er hatte nur ein unverständliches Grinsen. Noch einmal zählte sie das Geld durch; es blieb dabei.

Einsweilen mußte sie sich damit beruhigen, bis er nichtern sein würde.

Ob er's gefunden hatte? — Daß er es verdient habe, war nicht anzunehmen. Oder war es geschenkt? — geborgt? — oder . . . Nein! Das war undenkbar! Anders als ehrlich, hatte sie ihn nie gekannt.

Auf alle Fälle mußte so viel Geld gut aufgehoben werden! Therese dachte lange nach über einen sicheren Ort. Dann fiel ihr etwas ein: Am Ofen war eine Kachel locker geworden, man konnte sie herausnehmen und wieder hineinstecken; das hatte sie neulich entdeckt. Dort würde schwerlich Jemand suchen. — Sie stieg auf einen Stuhl, hob die Kachel aus, legte das Geld sorgfältig eingewickelt in das Loch und setzte die Kachel wieder an ihre Stelle.

Karl erwachte erst im Laufe des Vormittags von seinem schweren Rausche. Noch länger als gewöhnlich brauchte er heute zum Ueberlegen. Wo war er gestern gewesen? Was war ihm zugestoßen? Wie war er nach Haus gekommen? — Er sann und sann. Die letzte feststehende Thatfache, die aus dem Nebel aufstach, war die Jagd. Nach und nach kamen ihm einzelne Momente in's Gedächtnis zurück: das Frühstück, als ein besonderer Lichtpunkt, der Major, und damit das Geldgeschenk.

Hatte er das Alles etwa geträumt? — Aber er glaubte sich noch ganz genau der einzelnen Geldstücke zu entsinnen; er hatte sie ja in seiner Hand gefühlt. Es fiel ihm auch ein, daß er sie in seinen Tabakbeutel gethan und in die Tasche gesteckt habe.

Er griff nach seinen Hosen, sie lagen mit seinen übrigen Sachen am Bette. Der Beutel war da, auch ein Nest von Tabak darin, aber das Geld fehlte!

Therese war inzwischen in Haus und Stall thätig gewesen. Sie that die Arbeit für Zweie. Erst hatte sie Karl's Kleider gereinigt, die Kinder versorgt und schließlich das Vieh gefüttert.

Sie besahen zwei Fiegen, außerdem standen ein paar Kühe im Stalle. Harrasowitz hatte sie eingestellt, damit sie für den Fleischer fett gemacht werden sollten. Wahrscheinlich hatte Sam die Thiere zum Pfande für eine Schuld angenommen; nun ließ er sie hier mästen.

Nachdem Therese noch eine Karre mit Krautblättern für das Vieh hereingebracht, wollte sie daran gehen, das Mittagbrot anzusetzen. Als sie in das große Zimmer trat, hörte sie nebenan in der Kammer schluchzen. Sie riß die Thür auf, da sah Karl auf seinem Bette, halb angezogen und heulte.

Therese stemmte die Hände auf die Hüften und wollte eben anfangen, loszuwettern. War der Mensch denn verrückt geworden? Da sah er und plärte wie ein kleiner Junge! —

Auf einmal mußte sie lachen. Er sah zu dumm aus mit seinem rothen Kopfe, dem offenen Hemde, aus dem die haarige Brust hervor sah, wie er so auf der Bettkante saß, der große Kerl, und mit schief verzogenem Munde die Thränen laufen ließ. Dazu barmte er: „Mei Geld! Mei Geld! Se han merich gestohlen!“

Therese trat an ihn heran, stieß ihn nicht gerade sanft gegen die Schulter. „Dummer Kerl! Her uff zu nasschen!“

Karl sah sie unverständlich an. „Ich hatt' se dohie in Tobatsbeutel, ane ganze Haufel Goldstücke. Nu sen se weg! Die schlachten Karlen han's genommen!“ Er wollte von neuem aufheulen.

„Halt's Maul! Dei Geld is gutt uffgehoben.“

„Soi mer ad, wir's is?“

Therese antwortete nicht auf seine Frage. Nach einiger Zeit meinte sie; „Soi Du mer lieber, wie's Du zu swills Geld gekommen bist?“

Karl erzählte ihr darauf mit vielen Wiederholungen und Unterbrechungen den Verlauf des

gestrigen Tages. Von dem Augenblicke an freilich, wo er zum zweiten Male Schnaps für die ganze Gesellschaft bestellt hatte, konnte er sich auf nichts mehr besinnen.

Therese ärgerte sich, daß so viel von der Summe bereits draufgegangen war. Nun war sie erst recht entschlossen, ihn nicht wissen zu lassen, wo das Uebrige sich befinde, sonst würde das am Ende auch desselben Weges gehen.

Sie war längst mit sich im Reinen, was von dem Gelde angeschafft werden sollte: Ein paar Ferkel zur Mast, für die Kinder neue Kleider, die liefen in Lumpen herum, daß es eine Schande war. Dieser Goldsegen kam ihr wie gerufen in's Haus.

Als Karl in Erfahrung gebracht hatte, daß sie das Geld an sich genommen, verlangte er Herausgabe. Sie fuhr ihn an, er sollte aufstehen und machen, daß er zur Arbeit komme, alles Andere werde sich später finden.

Karl war zu schwach, um seinem Willen Geltung zu verschaffen. Hände und Knie zitterten ihm. Er mußte froh sein, daß Therese ihm etwas zu essen vorsetzte. Nachdem er gegessen, sah er am Tische und brüdete. Sein Geld wollte er wieder haben! Ihm war es geschenkt, folglich war es sein, und sie hatte kein Recht darauf! —

Sie veranlaßte ihn, aufzustehen, drückte ihm eine Hade in die Hand und gab ihm einen Schuttkarren mit; er solle Kartoffeln graben gehen auf dem Felde. Karl gehorchte stumm.

Er begann zu hacken, aber bald wurde ihm die Arbeit sauer. Der Rücken schmerzte. Seine Gliedmaßen waren schwer von der nächtlichen Schlemmerei. Ihm war garnicht wie Arbeiten zu Muthe heute. An dem Dummelieben der letzten Tage hatte er Gefallen gefunden; er wollte heute nochmal blau machen. Wozu nützte das schlechte Leben! Besah er denn nicht außerdem jetzt einen ganzen Haufen Geld, wenn Therese's ihm auch nicht herausbrücken wollte. Sein war's doch! Mochte die sich ihre Kartoffeln selber ausmachen!

Er warf die Hade in den Starren, wandte dem Felde den Rücken und ging querfeldein auf Saland zu. Dort war heute wieder was Extras los.

Als er an den herrschaftlichen Park kam, traf er eine Anzahl Leute, die gleich ihm das Hochzeitsfest der Komtesse zum Vorwande nahmen, nichts zu thun, und auf Außergewöhnliches erpicht, in der Nähe des Schlosses umherlungerten. Auch einige von Karl's Sausbrüdern von der vorigen Nacht waren darunter. Sie begrüßten ihn mit Hallo, schlossen sich ihm an, in der Annahme, daß er Geld bei sich habe.

Dann traten Männer mit Soldatenmützen und Denkmünzen auf. Einer von ihnen fragte Karl Büttner, ob er sich nicht am Fackelzuge betheiligen werde. Karl hatte davon noch nichts gehört. Man erklärte ihm, die Militärvereine der Umgegend würden dem Brautpaare Abends einen Fackelzug bringen. Karl, aufgefordert, mitzumachen, sagte nicht: nein!

Die Fackelträger stellten sich in einer entlegenen Ecke des Parks auf. Der Ehrenvorführende des Kriegerbundes, Hauptmann Schrott, ordnete den Zug. Karl bekam eine Fackel in die Hand gedrückt. Es sollte am Schlosse vorübergezogen werden, hieß es.

Der ganze Bau war bis zum dritten Stockwerk hinauf taghell erleuchtet. Mächtige Holzstöße brannten zu beiden Seiten. In Pfannen und Becken loderte Pech. Die mächtige Fassade, der klobige Eckthurm, die Fensterreihen und Erker lagen in rothe Gluth getaucht. Das Ganze schien eine große Feuersbrunst und war doch nur ein Freudenfest. Nun brach der Fackelzug aus den Gebüschen und Baumgruppen des Parks hervor; wie eine feurige Schlange näherte sich's dem Schlosse.

Von der breiten steinernen Freitreppe, die vom erhöhten Parterre des Schlosses in den Park hinabführte, sah die Hochzeitsgesellschaft dem Schauspiel zu. Herren mit Epauletten und Ordenssternen, Damen mit Spitzen, Brillanten, weißen Pelztragen und Mantillen. Greise Häupter, liebliche Mädchen-gesichter! Ein Flor von hellen, duftigen Toiletten! Dazwischen der Ernst des Frades und das Bligen der Uniformen. —

(Fortsetzung folgt.)

Das mittelalterliche Femgericht.

Von Ernst Wahrmund.

Wer kennt nicht die stimmungsvollen, so „schön-gruselig“ zu lesenden und anzuhörenden Geschichten von dem „heimlichen Gericht“ der Feme; — oder auch Behime geschrieben! In den schauerlichen Ritterromanen und Ritterdramen, die oft mit einer uns heute geradezu erstaunlichen Unkenntniß der mittelalterlichen Gesellschaftszustände und namentlich der Rechtsverhältnisse abgefaßt worden sind, spielt die Feme eine große Rolle. In dem ersten klassischen Ritterdrama, in Goethe's „Götz von Berlichingen“, gegen dessen geschichtliche „Echtheit“ so mancherlei einzuwenden ist, war den Nachbetern und Nachtretern auch das Vorbild gegeben für ein phantastisches Zerrbild des Femgerichtes.

Da wird erzählt von schaurigen unterirdischen Gewölben oder unheimlichen Höhlen in tiefem Waldesdickicht, wo die „Femrichter“ (ein nur in Romanen vorkommendes Wort) gänzlich verumumt mit Stappen über dem Kopf, in denen nur zwei Löcher für die Augen waren, zusammengekommen seien und unter allerlei Furcht und Entsetzen erragenden Gebräuchen ihre Sitzungen gehalten, auch ihre Opfer mit grausamen Qualen und Foltern zum Geständniß genöthigt haben sollen.

Man brachte irrthümlicher Weise das Femgericht in engen Zusammenhang mit der heiligen Inquisition und ihrer Art, gegen gottlose Keger vorzugehen.

So unhaltbar diese Ansicht war, hatte sie doch ihren Anlaß. In den Braunschweigischen Geschichtsquellen, welche Leibniz herausgegeben hat, wird nämlich von Karl dem Großen berichtet, er habe bei Papst Leo anfragen lassen, wie er es mit den heidnischen Sachsen halten solle, die er „mit keinem Fleiß gänzlich bändigen und austrotten könne“. Da sei der Papst mit Karl's Gesandten in seinen Garten beim Lateranpalast gegangen, habe mit ein paar Nuthen einen kleinen Galgen hergerichtet und an denselben Unkräuter und Dornen aufgehängt. Daraufhin habe Karl das verbotene Gericht, das heimliche Gericht eingeführt, „das bis auf diesen Tag Veniae oder Vemiae heißt“.

Es ist zwar nicht unwahrscheinlich, daß Leo dem großen „Sachsenbefehrer“ den guten Rath gegeben haben könnte, seiner Missionsthätigkeit mit dem Galgen ein wenig nachzuhelfen, sicher aber wären auch dann die Karl'schen Femgerichte keine Inquisitionsgerichte, die sich ja gegen abtrünnig gewordene Christen lehnten, nicht gegen erst noch für das Christenthum zu gewinnende Heiden.

Das Mittelalter führte gern Einrichtungen im Staats- und Rechtsleben, deren Ursprung dunkel war, auf den christlichen Mohammed Kaiser Karl zurück. Aber was die Feme anlangt, so ist diese Gerichtsverfassung wahrscheinlich sogar älter als Karl, da sie sich nicht auf den Adel und eine Beamtenhierarchie gründet, sondern allem Anscheine nach altvolkstümlich ist. Wohl beriefen Karl's Nachen, denen der Blutbann, die Gewalt über Leben und Tod, vom Kaiser verliehen war, zum Freigericht, aber zu diesem waren alle Freien, auch alle freien Bauern, die sich in Westfalen, in dem Winkel zwischen Weser und Rhein, in großer Zahl erhalten hatten, zu laden. Also erkannte Karl lediglich etwas schon Bestehendes an, aber er schuf nichts Neues; die Femgerichte aber hatten nun den Vorzug, reichsunmittelbar zu sein, im Namen und Auftrag des Reichsoberhauptes zu verfahren. Das war auch noch so, als der Erzbischof von Köln Herzog von Westfalen und oberster Stuhlherren und Statthalter des heimlichen Gerichts auf der „rothen Erde“ geworden war und seinerseits im Namen des Königs den Blutbann verliehen durfte.

Als uraltes deutsches Volksgericht war das Femgericht auch nichts weniger als heimlich; Dessenlichkeit ist unerlässliches Merkmal echtdeutschen Rechtsverfahrens. Auf einem Hügel unter freiem Himmel, „bei rechter Tageszeit und scheinender Sonne“ — nicht in finsternen Gewölben hinter verschlossenen Thüren und in dunkler Nacht, nicht von verumumt, sondern Allen als solchen bekannten Richtern, Frei-

grafen und Freischöffen, ohne jeden Verheimlichungs-
mummenschanz wurde Recht gesprochen. Die „Mal-
stätten“, die Orte der Gerichtstagungen waren Jedermann
bekannt; der Freistuhl zu Dortmund z. B. be-
fand sich „uff dem Markte neben dem Rathuse
(Rathhause)“. Auch vor der Stadt neben dem alten
Schlosse wurde Gericht gehalten. Beim Bau der
Bergisch-Märkischen Eisenbahn ist ein Hügel, auf
welchem eine der uralten Femlinden stand, von
König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zu be-
sonderer Schonung empfohlen worden. Unter der
Linde befindet sich ein steinerner Tisch, auf dessen
Platte der Reichsadler ausgehauen ist, auf dem einst
das nackte Schwert und die Weidenruthenschlinge lag;
davor die steinerne Bank, auf welcher der Freigraf
und die Schöffen saßen.

Auf Strang und Schwert schworen Die, welche
zu „Wissenden“ gemacht wurden, bei Gott
und den Heiligen: Die heilige Feme zu
halten, zu helfen und zu verhehlen vor
Weib und Kind, vor Sand und Wind,
vor Allen, was die Sonne bescheint und
der Regen benezt, vor Allen, was zwischen
Himmel und Erde ist; und vor die Feme
zu bringen, was sie von fembaren Ver-
gehen entweder selbst wahrnahmen oder
sonst glaubhaft erführen, damit es nach
Recht gerichtet, oder in Gnade gefristet
werde ohne Rücksicht auf Günst oder Un-
günst, Geschenke oder Furcht.

Das ist eine Art Dienst- oder Amts-
eid. Das Geheimniß ist das Amts-
geheimniß, das gewahrt werden mußte,
namentlich wenn es galt, mächtigen, reichen
Verbrechern unmöglich zu machen, sich dem
Verfahren des alten Volks-, dann Kaiser-
gerichts zu entziehen.

Zudem war ein besonderes Wissen,
die Kenntniß der alten Rechtsfagungen
und Weisthümer nöthig. Und da das
Femgericht eben eigene Gerichtsbarkeit
ursprünglich der freien Volksgemeinde und
diese ein Verband war, der bei auf-
wachsender Macht der Fürsten und Pfaffen
im altdeutschen Sinne sich seiner Haut zu
wehren hatte, kam das Geheimnißvolle
hinein. Dem oder Beeme heißt im Holländi-
schen die Zunft oder Innung der Hand-
werker, Beemgast der Zunftgenosse. Die
Sagungen und Bräuche der Zünfte gingen
eigentlich nur den Zunftgenossen an, da-
her denn die Gesellen und Knechte erst
in das „Zunftgeheimniß“ eingeweiht —
wie die Freischöffen der Feme erst zu
„Wissenden“ gemacht werden mußten.

Auf der „rothen Erde“ Westfalens
hielten sich die alten Volks- und Kaiser-
gerichte am längsten — es gab deren
über hundert — weil hier am langsam-
sten und spätesten sich die Landeshoheit
der Fürsten entwickelte. Hierher nahm das
immer mehr in die Brüche gehende Recht
seine Zuflucht, das Ansehen des Fem-
gerichts wuchs dadurch naturgemäß über Westfalen
hinaus. Um so zahlreicher auch ward die Menge
Derer, welche sich dazu drängten — auch von aus-
wärts — wissend gemacht zu werden. In ihren
Räthen hatten die deutschen Städte gar gerne Frei-
schöffen; Fürsten, Könige und Kaiser reisten nach
Westfalen, um sich „wissend“ machen zu lassen.

Erfreute sich der Wissende doch auch im Rechts-
verfahren der Feme gewisser Vortheile; er mußte
dreimal geladen, ihm mußten drei Fristen gewährt
werden, er wurde beim Erscheinen sogleich vor die
heimliche Acht gestellt, nicht vor das allgemeine öffent-
liche Thing, was häufig zu seinen Gunsten war.

Jedermann mußte mit der Feme rechnen, sich
vor ihr in Acht nehmen, mochte er Hoch oder Niedrig,
Gemeiner oder Fürst sein. Ganze Städte, alle Ein-
wohner vom 14. bis zum 70. Jahr, erschienen als
Angeklagte. Kaiser Friedrich III. mitsamt seinem
Kanzler und seinem Kammergerichte wurde im 15. Jahr-
hundert zweimal geladen, „damit er daselbst seinen
Leib und die höchste Ehre verantwortete, bei Strafe,

für einen ungehorsamen Kaiser gehalten zu werden.“
Daß die Feme mit ihrer furchtlosen und schnellen
Rechtspflege in mittelalterlicher Zeit eine segensreiche
Einrichtung war, ist leicht ersichtlich.

„Femvroge“, d. h. dem Femgerichte zuständige
Rechtssachen, waren nur schwere, mit Todesstrafe
bedrohte Verbrechen. Verfahren wurde nach dem
altdeutschen Anklageprozeß. Die schriftliche, vom
Freigrafen gesiegelte Ladung ward dem Angeklagten
irgendwo an sichtbarer Stelle seiner Behausung an-
geheftet vom Fronboten oder Freifronen, der durch
drei aus der Thür des Geladenen gehauene Spähne
die Erledigung seines Auftrages bewährte. War
des Angeklagten Aufenthaltsort unbekannt, so wurden
in dem Lande, wo man ihn vermuthete, in den vier
Himmelsrichtungen an Kreuzwegen vier Ladebriefe
aufgesteckt und zu jedem eine Königsmünze gelegt.



Berliner Rollmops. Nach dem Gemälde von C. Koch.

Gestand der Angeklagte vor dem Gericht, oder
wurde er von drei Schöffen „bei handhafter That“
und „blickendem Schein“ — was die lateinische
Rechtssprache in flagranti nennt — ertappt, so ward
er sofort abgethan; mit dem Weidenruthenstrang am
ersten besten Baum aufgekniüpft. Leugnete er, so
ward der Reinigungsseid verlangt. Dann schwur der
Ankläger mit zwei Eideshelfern, die mitschwuren; dann
konnte der Angeklagte jenen „überfieberen“, wenn er
nochmals mit sechs Eideshelfern sich reinigte. Dagegen
konnte der Ankläger mit zwölf Eideshelfern angehen,
endlich kam es darauf an, welcher von Beiden zwanzig
Eideshelfer aufstreiben konnte; darüber hinaus ging's
nicht.

Erschien der Angeklagte nicht, so ward er ver-
femt. Bis über Mittag des letztenberaumten Termins
wurde gewartet, dann vom Freigrafen festgestellt,
daß richtige Ladung erfolgt sei, und gefragt, ob
Jemand den Abwesenden vertreten wolle. War dies
nicht der Fall, so wiederholte der Kläger kniend,
zwei Finger der rechten Hand auf das Schwert

gelegt, mit drei oder sechs Eideshelfern die Anklage.
Dann sprach der Freigraf die Verkündigung des
Urtheils mit folgenden Sätzen aus:

„Den beklagten Mann mit Namen N., den
nehme ich aus dem Frieden, aus dem Recht und
aus den Freiheiten, die Kaiser Karl gesetzt und
Papst Leo bestätigt hat und ferner alle Fürsten,
Herren, Ritter und Knechte, Freie und Frei-
schöffen gelobt und beschworen haben im Lande
zu Rechten, und werfe ihn nieder vom höchsten
Grad zum niedrigsten Grad und setze ihn aus
allen Freiheiten, Frieden und Recht in Königs-
bann und Bette und in den höchsten Unfrieden
und Ungnade und mache ihn unmündig, echtlos,
rechtlos, siegellos, friedelos und untheilhaftig alles
Rechts und verführe ihn und verfeme ihn und
setze ihn hin nach Sagung der heimlichen Acht
und weise seinen Hals dem Strick,
seinen Leichnam den Thieren und Vögeln
in der Luft ihn zu verzehren, und
besehle seine Seele Gott im Himmel
in seine Gewalt, wenn er sie zu sich
nehmen will, und setze sein Lehen und
Gut ledig, sein Weib soll Wittwe, seine
Kinder Waisen sein.“

Weiter schreiben die alten Femrechts-
bücher vor, soll der Graf nehmen den
Strick von Weiden geflochten und ihn
werfen aus dem Gericht, und so sollen
dann alle Freischöffen, die um das Gericht
stehen, aus dem Munde speien, gleich als
ob man den Verferteten fort in der Stunde
(— sofort) hänge. Nach diesem soll der
Freigraf sofort gebieten allen Freigrafen
und Freischöffen und ermahnen bei ihren
Eiden und Treuen, die sie der heimlichen
Acht gethan, sobald sie den verferteten
Mann bekommen, daß sie ihn hängen
sollen an den nächsten Baum, den sie
haben mögen, nach aller ihrer Macht und
Kraft.

Zum Zeichen, daß die Feme ihres
Amtes gewaltet habe, sollen sie ein Messer
in den Baum stoßen und darin stecken
lassen. Um den Verurtheilten sicher zu „be-
kommen“, mußte das Urtheil gewöhnlich
geheim gehalten werden; verrieth es ein
Schöffe, so verfiel dieser selbst dem
Weidenstrick.

Als Ankläger konnte nur ein Frei-
schöffe auftreten, der die Klage zu seiner
Sache machte. Die Ladungsfrist betrug
sechs Wochen und drei Tage; der An-
kläger war gewöhnlich auch der Voll-
zieher des Urtheils. Wo er den Ver-
urtheilten fand, suchte er sich zwei andere
Freischöffen, die er entweder schon per-
sönlich oder sonstwie kannte, deren Eigen-
schaft als Wissender er an der Lösung
erkannte oder an dem heimlichen Schöffeng-
ruß. Bei diesem legte der Ankommende
seine rechte Hand auf die linke Schulter
des Anderen und sprach:

„Gut grüt ju, lebe man
Wat fange si hi an?“
(Ich grüße Euch, lieber Mann,
Was fanget Ihr hier an?)

Dann legte der Begrüßte seine Rechte auf die
linke Schulter des Ersten mit den Worten:

„Allet glude lehre in
Wo de Frienscheppen sin.“
(Alles Glück lehre ein,
Wo die freien Schöffen sind.) —

Das ist in der Hauptsache das, was wir aus
den Quellen von der Feme wissen in der Zeit des
Mittelalters. Wesentlich ist, um es noch einmal zu
sagen, daß diese Rechtsinstitution urwüchsig aus dem
Volke erstand und in geheimnißvolles Dunkel erst
durch andere Mächte gedrängt wurde, in der Haupt-
sache aber für ihre Zeit segensreich wirkte.

Wie jede menschliche Einrichtung, war natürlich
auch das Femgericht des Mißbrauches fähig. Schon
um 1400 war man mit Abstellung solcher Mißbräuche
befaßt; im 15. Jahrhundert erwirkten die Reichs-
stände für sich und ihre Unterthanen Schutz gegen

die Vorladungen der Jeme, die Zahl der Wissenden wie der Berufungen an das Jemgericht nahmen dadurch stetig ab. Die letzten Reste wurden allerdings erst 1811 durch die französische Gesetzgebung beseitigt, nachdem der Jeme vorher schon das Strafrecht am Leben genommen worden war. Der letzte Freischöffe, Namens Engelhardt, starb 1835 zu Wörl und nahm die geheime Lösung mit in's Grab. —



Bergiftungen durch Pflanzen.

Von F. B. Eckmann.

Der Sommer hat seinen Einzug gehalten. Da sehnt sich Jeder hinaus aus den heißen Steinwänden, hinaus in die freie Natur, in Feld und Wald. Jauzend ziehen die Kinder in's Grüne,

von giftigen Pflanzentheilen ist, wird schwer erkannt, da die Kinder nicht in dem Augenblick gesehen werden, wo sie die Pflanzen in den Mund stecken; das Bewußtsein, Unrecht gethan zu haben, bringt die Kinder auch dahin, zu leugnen, wenn sie etwa „verbotene Früchte“ genossen haben. Ueberdies sind naturgemäß Vergiftungen auf dem Lande häufiger als in den Städten, und was auf dem Lande passiert, findet seinen Weg in die Oeffentlichkeit nur schwer.

Erkrankten Kinder nach einem Ausflug in's Freie, so suche man durch freundliches Zureden zu erfahren, ob sie Pflanzentheile in den Mund gesteckt haben. Findet man diesen Verdacht bestätigt, so gebe man viel lauwarme Milch zu trinken, auch Salzwasser, um Erbrechen zu erregen. Das ist für alle Vergiftungsfälle, welcher Art sie auch seien, empfehlenswerth. Durch das Erbrechen werden die Giftstoffe aus dem Magen entfernt, und die Milch hüllt die-

wenn dieselben nicht mehr frisch oder von Maden zerfressen sind. Unter Umständen können auch Pilze einer ungiftigen Art giftig werden, wenn sie anfangen, in Verwesung überzugehen.

Was man wohl hier und da als sichere Erkennungszeichen für giftige Pilze anführt: das Schwarzwerden eines silbernen Löffels durch kochende Pilze, das Blauwerden des Pilzfleisches beim Durchschneiden mit einem Stahlmesser, und was dergleichen mehr ist, das Alles ist für die Praxis durchaus unbrauchbar. Ausschließlich die Sorgfalt beim Einsammeln gewährt eine Sicherheit gegen Vergiftung. Kann man sich auf die Sachkenntniß der Sammler nicht verlassen, so ist es besser, auf den Genuß von Pilzen zu verzichten, was man um so ruhiger thun kann, als der Nährwerth der Schwämme nach neueren Untersuchungen geringer ist, als man nach dem hohen Eiweißgehalt derselben annehmen sollte.



Sinter dem Segel. Nach einem Gemälde von Hans Dahl.

(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

um mit bunten Blumen geschmückt wieder heim zu kehren. Junner größer wird die Blütenpracht mit dem Fortschreiten der Jahreszeit, bis im Herbst schönfarbige Beeren zum Genuß einladen.

Leider ist aber das Vergnügen, Beeren zu sammeln und Blumen zu pflücken, nicht immer ungefährlich, weil es allzu oft nicht beim Pflücken und Sammeln bleibt. Gar oft werden Blüten und Blätter in den Mund genommen und Beeren wegen ihrer Aehnlichkeit mit Obstfrüchten gegessen. Es giebt aber unter den „lieblichen Kindern der Flora“ leider auch solche, welche diesen Namen nicht verdienen: Giftpflanzen, deren Genuß von verderblichen Folgen für die Gesundheit sein, ja sogar den Tod herbeiführen kann.

Bergiftungen durch den Genuß giftiger Pflanzentheile sind viel häufiger als im Allgemeinen angenommen wird. Der Hauptgrund, weshalb so selten Mittheilungen darüber in die Oeffentlichkeit gelangen, ist der, daß die meisten Vergiftungen leichterer Art überhaupt nicht als solche erkannt werden. Ob ein Unwohlsein der Kinder eine Folge des Genußes

selben in einer Weise ein, welche sie weniger gefährlich macht. Wird die Erkrankung heftiger, so ist es dringend geboten, einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Der Arzt wird aus dem Krankheitsbilde erkennen, ob eine Vergiftung vorliegt und welcher Art dieselbe ist, und darnach wird es ihm durch Anwendung richtiger Gegenmittel häufig gelingen, ein sonst unfehlbar verlorenes Menschenleben zu retten.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, alle Giftpflanzen zu nennen und zu beschreiben. Wir wollen nur die am häufigsten zu Vergiftungen Anlaß gebenden auswählen und ihre Wirkungsweise kurz erläutern.

Am meisten hört man wohl von Pilzvergiftungen. Wenn auch die Mehrzahl der bei uns heimischen Pilzarten nicht direkt giftig ist, so sind doch einige giftige Arten den ehbaren so ähnlich, daß Verwechslungen nicht allzu selten sind. Das einzige Schutzmittel gegen Vergiftungen ist ein sorgfältiges Einsammeln durch sachkundige Leute. Es handelt sich nicht nur darum, die giftigen Pilze stehen zu lassen, sondern manchmal auch ehbare Pilze,

Die Krankheitsercheinungen, welche durch den Genuß giftiger Pilze hervorgerufen werden, sind natürlich je nach der Menge der genossenen Giftpilze verschieden stark. Fast stets macht sich die Vergiftung durch heftige Schmerzen im Magen und den Gedärmen bemerkbar. Dabei besteht großer Durst, steter Reiz zum Stuhlgang und Erbrechen, in schweren Fällen blutige Abgänge aus Darm und Harnblase. Die Vergiftungsercheinungen treten oft erst 10 bis 12 Stunden nach dem Genuß der Pilze auf, was die Krankheitsfälle so viel schwerer macht, da alsdann das Gift schon zu weit im Körper verbreitet ist. Liegt Grund vor, eine Erkrankung als Folge des Genußes giftiger Pilze anzusehen, so halte man sich also nicht allzu lange mit eigenen Heilungsversuchen auf, sondern rufe sofort ärztliche Hilfe herbei. Bis zur Ankunft des Arztes gebe man Abführmittel, Rizinusöl oder dergleichen, auch Klystiere von lauwarmem Seifenwasser. Auch Genuß von Rothwein und starkem schwarzen Kaffee ist zu empfehlen.

Wie unter den blüthenlosen Pflanzen die Pilze

zahlreiche giftige Mitglieder in ihrer Familie haben, so giebt es auch unter den Blüthenpflanzen ganze Gruppen, die besonders viel Giftpflanzen aufweisen. Dahin gehört vor Allem die Familie der „Nacht-schattengewächse“. Alle ihre Mitglieder: Nachtschatten, Tollkirsche, Bilsenkraut, Stechapfel und Kartoffel sind starke Giftpflanzen, die recht häufig zu unabsichtlichen Vergiftungen Anlaß geben. Daß wir sogar die Kartoffel mit anführen, wird manchen Leser überraschen, aber sie ist nicht besser als ihre Verwandtschaft. Allerdings sind nur ihre oberirdischen Theile: Kraut, Blüthen und Früchte giftig, während die Knollen, unser tägliches Nahrungsmittel, völlig ungiftig sind, wenn sie gekocht und ohne Schale genossen werden. Die Schale der Kartoffelknollen ist nicht immer ungiftig, namentlich bei neuen Kartoffeln, sie sollte deshalb nie mitgenossen werden; es ist in ihr dasselbe Gift enthalten wie im Kraut und den Beeren der Pflanze. Solanin, ein Gift, das schon in sehr geringen Mengen genossen Brechdurchfälle erzeugt. Es ist ganz zweifellos, daß ein Theil der häufigen Sommerdiarrhöen nicht so sehr auf den Genuß von frischem Obst zurückzuführen ist, als vielmehr auf den schlechten Brauch, aus Bequemlichkeit Kartoffeln mit der Schale zu verpeisen.

Daß die Beeren der Kartoffel giftig sind, mußten diejenigen Persönlichkeiten zuerst erfahren, welche als Erste die Kartoffel in Europa einführten und aßen. Am englischen Hofe wurde das erste Gericht „Kartoffeln“ gezeitet und zubereitet. Aber man glaubte, die Beeren seien das gepriesene Gemüse, mußte aber diesen Irrthum bitter büßen; „und die Herren und Damen bei Hofe mußten alle kostbare Speis' wieder von sich geben“, wie es in einer alten Chronik heißt.

Kinder verfallen nicht selten noch heute in den Irrthum, die Beeren der Kartoffel für essbar zu halten, weil doch einmal die Kartoffel im Garten gebaut wird. Auch machen sich ältere Kinder den „Scherz“, ihre jüngeren Spielgenossen „anzuführen“, indem sie ihnen die Kartoffelbeeren als essbar bezeichnen; ein Scherz, vor dem nicht dringend genug gewarnt werden kann. Wenn auch meistens der schlechte Geschmack der Beeren die Kinder veranlassen wird, das in den Mund Genommene schleunigst auszuspuen, so wird doch manchmal so viel verschluckt, um schwere Erkrankungen, bestehend in Kopfschmerzen, Angstgefühl, Brechreiz und Bewußtlosigkeit, hervorzurufen.

Die gleichen schlimmen Folgen hat der Genuß der durch ihre Farben lockenden Beeren des Nachtschatten. Die Beeren des rothen Nachtschatten oder Bitterfuß haben viel Aehnlichkeit mit den essbaren des Weißdorns, in dessen höchste Spitzen hinein der Nachtschatten zuweilen rinkt und dadurch doppelt gefährlich wird.

Die gefährlichste Verwandte der Kartoffel und

des Nachtschatten ist die Tollkirsche, eine der schlimmsten Giftpflanzen, die in Deutschland heimisch sind. Die Beeren derselben werden wegen ihrer Aehnlichkeit mit Kirschen hin und wieder von Kindern gegessen. Schon der Genuß einer Beere führt schwere Erkrankung herbei, nach mehreren ist der Tod fast sicher, wenn nicht schleunigst ärztliche Hilfe erreicht werden kann. Der Arzt kann in solchen Fällen Morphium anwenden, welches ein direktes Gegengift des Atropin, des Giftes der Tollkirsche, ist und seine Wirkung aufhebt. Bis zur Ankunft des Arztes suche man Erbrechen zu erregen und gebe starken Kaffee und Thee ein. Wie schon der Name Tollkirsche andeutet, bestehen die Vergiftungserscheinungen in schlimmeren Fällen in einer Art Tobsucht. Die Vergifteten geben sich wie rasend, schlagen um sich und schreien, Schaum tritt aus dem Munde, bis endlich eine völlige Erschlaffung eintritt, ein tiefer Schlaf, aus dem es häufig kein Erwachen mehr giebt. In leichteren Vergiftungsfällen zeigt sich eine auffallende Störung des Sehvermögens. Die Kranken sehen Alles wie durch einen Schleier und verzerrt, ja manchmal erfolgt zeitweilige völlige Blindheit. Die Ursache dieser Erscheinungen liegt in der sehr starken Erweiterung der Pupillen, welche durch das Tollkirschengift erzeugt wird. Die Pupillen werden so groß, daß manchmal die Regenbogenhaut des Auges (der farbstoffhaltige Ring um die Pupille) völlig verschwindet. Diese Pupillenvergrößerung ist häufig das beste Erkennungszeichen für eine Tollkirschenvergiftung. Daneben besteht starkes Schwindelgefühl, Trockenheit im Halse, Säusen in den Ohren.

Die noch erwähnten Nachtschattengewächse: Bilsenkraut und Stechapfel führen selten zu Vergiftungen, weil sie ein wenig verlockendes Aeußeres haben. Im Mittelalter dienten sie vielfach zur Bereitung von Giftränken, mit deren Hilfe „edle“ Ritter unliebame Nebenbuhler oder gefährliche Gegner in's bessere Jenseits beförderten. Solche absichtliche Vergiftungen sind heutigen Tages erfreulicher Weise sehr selten geworden, theils weil man heute zu anderen Mitteln greift, um unbequeme Leute unschädlich zu machen, theils auch, weil Vergiftungen mit Hilfe der Chemie selbst oft längere Zeit nach dem Tode des Vergifteten mit Sicherheit nachzuweisen sind.

Eine Pflanzenfamilie, die neben zahlreichen Nutzpflanzen, z. B.: Petersilie, gelbe Wurzel, Anis, Fenchel u. A. auch einige gefährliche Giftpflanzen aufzuweisen hat, ist die der Doldeblüther. Für das Auge des Laien sind alle Mitglieder dieser Familie einander sehr ähnlich, namentlich zur Blüthezeit. Deshalb thut man als Unkundiger besser, die weißen, hübschen Dolde nicht zu pflücken, damit man nicht den giftigen Schierling oder auch die gefährliche Hundspetersilie in die Hand bekommt. Vergiftungen mit Schierling sind dadurch besonders

gefährlich, daß kein eigentliches Gegengift für solche Fälle zu Gebote steht. Auch der Arzt muß hier zu allgemein gebräuchlichen Mitteln greifen, zur Gerbsäure, die auch in Rothwein, Thee und Kaffee enthalten ist. Daneben muß mit allen verfügbaren Mitteln dem starken Verfall der Kräfte entgegen gearbeitet werden. Herzthätigkeit und Athmung werden bei einer Schierlingvergiftung rasch matt, auch schwindet das Bewußtsein in einigen Stunden. Der Tod tritt manchmal schon zwei Stunden nach dem Genuß des Giftkrantes ein.

Noch mehr Giftpflanzen aufzuzählen, würde uns hier zu weit führen. Wir haben diejenigen herausgegriffen, welche am häufigsten zu Vergiftungen führen und deren Wirkungen besonders charakteristisch sind. Zum Schluß wollen wir noch einer Pflanze gedenken, durch welche auch viel Unheil angerichtet wird, weniger durch unabsichtliches In-den-Mund-nehmen der frischen Pflanze, als dadurch, daß Theile derselben als Hausmittel vielfach angewendet werden. Wir meinen den Mohn, auch Schlafmohn oder Klatschrose genannt. Aus den getrockneten Samenkapseln wird in manchen Gegenden ein Trank bereitet, um unruhige Kinder zum Schlafen zu bringen. Der Erfolg bleibt nicht aus, aber der erzeugte Schlaf ist nichts als eine Betäubung, die dem Körper keinen Nutzen bringt, im Gegentheil, bei wiederholter Anwendung das Gehirn in außerordentlich schwerem Grade schädigt. Das Gehirn des Kindes verliert durch Mohntränke an Empfindlichkeit gegen äußere Eindrücke: die Kinder werden dumm und bleiben es oft zeitlebens, denn der Schaden, der dem Körper in der Zeit des stärksten Wachstums zugefügt wird, ist oft im ganzen späteren Leben nicht wieder gut zu machen. Es kann daher nicht eindringlich genug vor der Anwendung eines Schlaftränkchens aus Mohn gewarnt werden, ganz abgesehen davon, daß der Trank leicht zu stark werden und ohne Weiteres dem Leben des Kindes ein Ziel setzen kann.

Vor unabsichtlichen Vergiftungen durch Pflanzen schützt man die Kinder am besten, indem man strengstens darauf hält, daß sie niemals irgend welche Pflanzentheile in den Mund stecken, auch nicht von den harmlosesten Pflanzen. Selbstverständlich muß der Erwachsene mit gutem Beispiel vorangehen und nicht selbst die schlechte Angewohnheit haben, an Blumen herumzukauen — eine Angewohnheit, die weder nützlich noch schön ist. Auf den Geschmack darf man sich bei Kindern nie verlassen; ein Kind ist Mancherlei mit scheinbarem Wohlbehagen, was dem Erwachsenen in hohem Grade schlecht schmeckt. Ist trotz aller Vorsicht einmal das Unglück geschehen, daß ein Kind giftige Pflanzentheile genossen hat, so halte man sich, wie schon erwähnt, nicht lange mit eigenen Heilungsversuchen auf, sondern rufe einen Arzt zu Hilfe, der sachkundig und richtig zu helfen wissen wird. —

Schuldige.

Novelle von Dorothee Goebeler.

Er stammte aus einer Lehrerfamilie. Sein Urgroßvater war Lehrer gewesen, sein Großvater und sein Vater gleichfalls, was war natürlicher, als daß auch er wieder unter die Schulmeister ging?

Viel Neigung zu diesem Beruf hatte er allerdings nicht, er hätte lieber studirt und sich der frei forschenden Wissenschaft zugewandt, aber er war aus einem Hause, wo des Vaters Wille allein herrschte. Von Jugend her an slavischen Gehorsam gewöhnt, hatte er es nicht einmal gewagt, seine Wünsche und Pläne laut zu äußern. Außerdem wußte er, daß die Mittel seiner Eltern beschränkt waren, und so war er denn ohne Murren auf das Seminar gegangen.

Seine natürliche Begabung erleichterte ihm die Arbeit. Er bestand die Schulprüfung mit der ersten Nummer und bekam sofort eine Anstellung. Zuerst beschäftigte ihn die Behörde allerdings nur auf den Dörfern, aber schon nach wenigen Jahren erhielt er einen selbstständigen Posten an einer Mädchenschule, allerdings in einem weltverlassenen märkischen Landstädtchen.

Er war mit seinem Schicksal nicht gerade unzufrieden, aber es war doch im Laufe der Jahre etwas Stumpfes und Dumpfes über ihn gekommen, eine milde Resignation, die nicht mehr hofft und wünscht, die sich bei Dem, was ihr gewährt ist, bescheidet. Die Kleinstadt mit ihrer Enge und Beschränktheit tödtete das Letzte in ihm, was noch an alten Jugendschwärmereien wach geblieben war.

Dann hatte er sich verheirathet, auf Wunsch seiner Verwandten. Sie war seine Kousine, und er wußte schon seit Jahren, daß es seines Vaters Plan war, ihn und sie für das Leben zu vereinen. Als er zum Geburtstag des Alten wieder einmal zu Hause weilte, traf er sie. Sie hatte vor kurzem die Eltern verloren und war seitdem in das Haus des Oheims übergesiedelt. Der alte Seefeld kam noch einmal und wiederholt auf seinen Lieblingswunsch zurück, und Paul hatte nicht den Muth, ihm, dem Achtzigjährigen, die vielleicht letzte Bitte seines Lebens abzuschlagen. So wurde der Geburtstag zugleich ein Verlobungsfest, und schon wenige Monate später führte Paul sein junges Weib heim.

Sie war ein stilles, verschüchtertes, kleines Ding, blaß, blond und unbedeutend, wie die meisten Mädchen aus kleinen Städten; aber es ließ sich ganz gut leben mit ihr. Sie hatte eine so eigene Art, sein Heim sonnig und behaglich zu machen und für seine kleinsten Wünsche und Bedürfnisse zu sorgen.

Als dann das Kind erwartet wurde, kamen sie sich noch näher, gemeinsames Hoffen und Wünschen führte sie zusammen. Er lernte sie eigentlich jetzt erst kennen und er bemerkte mit Erstaunen, daß sie doch nicht ganz das einfache dumme Landpommeränzchen war, für das er sie gehalten. Sie besaß allerdings kein großes Wissen, und ihre angeborene Schüchternheit schloß ihr meist den Mund, aber sie hatte doch einen lebhaften, leicht erfassenden Geist und reges Interesse für das, was in der Welt vorging. Vor Allem aber lebte in ihr ein weiches, warmes Gemüth und, als sie ihm einmal in traulicher Stunde gestand, daß er eigentlich ihre erste und einzige Liebe gewesen, dünkte er sich mit einem Male selbst ein außerordentlich glücklicher Mensch.

Dann wurde das Kind geboren, und dann war

Alles wieder vorbei. Der kleine Knabe war blödsinnig, ein unglückliches, vertriebeltes Geschöpfchen, dessen Geist keine Aussicht hatte, je zum Leben zu erwachen. Als man Paul zum ersten Male seinen Sohn brachte, hatte er Mühe, das aufkeimende Entsetzen in sich nicht laut werden zu lassen, und jedesmal, wenn er das Kind vor die Augen bekam, schreckte er unwillkürlich zusammen. Ganz anders Marie; sie wandte all ihre Liebesfähigkeit dem kleinen Krüppel zu. Das Kind wurde ihr Abgott, ihr Ein und Alles. Die Ärzte riethen, den kleinen in eine Idiotenanstalt zu thun, sie litt es nicht. Ihre Arbeitslast vergrößerte sich um das Zehnfache, sie nahm sie willig auf sich. Ihr ganzes Sinnen und Denken war aufgegangen in dem Muttergefühl. Mit Empörung nahm sie wahr, daß Paul dem Knaben nur ein mit Abscheu gemischtes Mitleid entgegenbrachte, und in dieser Empörung schloß sie sich völlig von ihm ab. So ging ein Miß durch ihr Zusammenleben. In gleichgültiger Freundlichkeit vegetierten sie nebeneinander hin. Er ging in aller Stumpfheit seinem Beruf nach, sie lebte ihrem Haushalt und dem Kinde.

Und die Jahre gingen und kamen. Als er die Dreißig schon geraume Zeit überschritten, trat eine Wendung in seinem Leben ein. Ein Bruder seines Vaters starb und hinterließ ihm, dem einzigen Verwandten, ein nicht unbedeutliches Vermögen, Geld genug, um ihn für alle Zeit des viel gehähten Lehrerberufes zu entheben.

Sein Entschluß war sofort gefaßt: Fort aus der Kleinstadt, nach Berlin! Alle Wünsche und alle Hoffnungen, die er längst begraben, regten sich von Neuem in seiner Brust. Es war ihm, als sei er aus einem langen Traume erwacht und begänne nun erst zu leben. Mit Ungebuld sehnte er seinen letzten Schultag, den Tag der Uebersiedelung herbei.

Marie hatte der Wohlstand, der da so plötzlich in ihr Haus gekommen war, ziemlich gleichgültig gelassen. Sie war eine genügsame Natur und entbehrte nichts. Nur der Gedanke, daß sie jetzt ihrem Kinde manche Erleichterung verschaffen konnte, vermochte sie freudig zu erregen. Die Uebersiedelung nach Berlin ließ sie kalt, sie ging mit, weil es ihre Pflicht war, aber sie wäre auch ebenso gern in der alten Heimath geblieben. —

Ende April. Der späte Frühlingsabend war hereingebrochen, die Laternen brannten bereits, die Schaufenster strahlten im Glanz des Glühlichts. Paul Seefeld schritt langsam durch den Trubel der Friedrichstadt. Eine tiefe Verstimmung malte sich in seinem ernsten Gesicht. Seit sechs Monaten war er in Berlin, aber das Glück, das er sich von der neuen Heimath versprochen, war garnicht bei ihm eingetroffen.

Allerdings hatte ihm die große Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten, ihren ungezählten geistigen Anregungen, ihrem freien und befreienden Leben in Wahrheit jene neue Welt erschlossen, von der er geträumt, allein zugleich erdrückte sie ihn auch mit ihrer vereinfamenden, kalten Theilnahmlosigkeit. Er fühlte sich in diesem Meer von Häusern und unter den Menschen, die alle so gleichgültig an ihm vorübergingen, verlassen wie auf einer wüsten Insel, und diese Verlassenheit machte ihn tief unglücklich. Er hatte auch da unten in der Uckermark niemals intime Freunde gehabt, allein dort hatte er auch deren nicht bedurft. Jetzt unter all den neuen Eindrücken und Stimmungen, die an seinem Seelenleben modelten und formten, war er selbst ein völlig neuer Mensch geworden, seine alte lethargie war abgestreift, er hatte begonnen, die Pläne seiner Jugend zu verwirklichen, und sich dem Studium der Literatur zugewandt. Er arbeitete viel und eifrig, theils auf eigene Faust, theils als Hörer an der Universität; dabei gewann sein Geist höhere Interessen, erweiterte sich sein Gesichtskreis, erwachte indessen in ihm auch das Bedürfnis nach Aussprache und Theilnahme.

Beides bei seiner Frau zu suchen, kam ihm nie in den Sinn. Die Idee, daß Marie sich für seine geistigen Arbeiten interessieren könnte, schien ihm einfach absurd, außerdem nahm das Kind auch jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; sein Zustand hatte sich nach dem Anzug bedeutend verschlimmert, sie lebte fast nur noch in der Krankenstube.

So stand er denn völlig allein, und dieses Alleinsein füllte sein ganzes Wesen mit einer tiefen Melancholie. Er hatte heute in der Bibliothek gearbeitet und wußte nun nicht recht, wo und wie er den Abend verbringen sollte. Nach Hause zu gehen und in seinem einsamen Zimmer zu sitzen, davor graute ihm, es graute ihm aber auch vor dem Lärm der Kneipen. Dort, wo sich Freund zum Freunde gesellte, kam er sich nur noch verlassen vor. Während er so, in dumpfes Grübeln verloren, weiter schlenderte, fiel sein Blick auf mehrere rothe Zettel, die rechts und links dem Eingang einer Brauerei an der Mauer kleben, und stehen bleibend las er: Vereinigung zur Verbreitung Egidy'scher Gedanken.

Heute Wanderversammlung.

Herr Oberstlieutenant a. D. M. von Egidy

über

„Was wir wollen.“

Zutritt frei.

Ein Aufsechten ging über sein Gesicht. Egidy? Sein Freund war er gerade nicht, aber immerhin mochte er einem verlorenen, einsamen Abend vorzuziehen sein; kurz entschlossen trat er ein.

Der Saal war bereits dicht besetzt, mühsam drängte er sich durch die Tische; schon wollte er, mit einem Stechplag fürlieb nehmend, sich an einen Tisch lehnen, da erblickte er noch einen leeren Stuhl. „Sie erlauben?“

Die Dame an dem Tischchen machte eine einladende Handbewegung. Er ließ sich nieder.

In demselben Moment betrat ein Herr die Tribüne, um bedauernden Tones zu erklären, daß Herr von Egidy heute verhindert sei, daß aber an seiner Stelle Herr Soundso über die Zwecke und Ziele der Egidy-Bewegung referieren würde. Eine Bewegung ging durch den Saal.

Der eingesprungene Redner ließ zu wünschen übrig. Er sprach leise und undeutlich und wiederholte eigentlich nur, was Paul schon in den Egidy'schen Schriften gelesen. Gelangweilt lehnte er sich zurück, dabei begegnete sein Blick dem seiner Nachbarin, und, ohne selbst zu wissen, wie er dazu kam, sagte er: „Phrasen!“

Die Dame nickte: „Ja, Egidy spricht besser.“

„Das hörte ich schon, schade, daß er nicht kam.“

„Er wurde eben in Hamburg aufgehalten.“

„Ah! — Sie kennen ihn?“

„Ja und Nein — aber,“ sie brach ab und legte den Finger auf den Mund; man war auf ihr Getuschel aufmerksam geworden. Er nickte verständnisvoll und schwieg gleichfalls. Statt indessen noch weiter auf den Redner zu achten, betrachtete er seine Nachbarin.

Sie mochte etwa im Anfang der Dreißig stehen. Eine vornehme Ruhe lag über ihrer ganzen Erscheinung. Nichts an dem schlanken, ebenmäßig schönen Körper bewegte sich; das Einzige, was noch Leben an ihr verrieth, waren die großen, lebhaften braunen Augen, in ihnen konzentrierte sich offenbar die ganze Bewegungsfähigkeit dieser Frau. Sie waren beständig auf der Wanderschaft und umfaßten mit einem Blick den ganzen Saal.

Als der Vortrag zu Ende war, und ein donnernder Applaus losbrach, stimmte auch sie mit ein, brach aber sehr bald ab und wandte sich mit etwas mokantem Lächeln zu Paul:

„Man muß ja schon mitthun — Anstands halber.“

„Wieso? Das sind' ich garnicht!“

„Ach ja — wenn man bekannt ist! Haben Sie Egidy noch nie gehört?“

„Bis heute nicht.“

„Er spricht brillant! Wenn Sie ihn hören wollen, kommen Sie doch einmal nach dem Klubhaus, dort redet er jeden Mittwoch.“

„Wieso das?“

„Nun, in der Vereinigung. Derselben Vereinigung, die heute hier ist. Wenn Sie der Egidy'schen Sache näher treten wollen —“

„Das kann ich gerade nicht behaupten. Sie ist mir, offen gesagt, nicht klar genug. Nichts Halbes, nichts Ganzes!“

„O, ich bitte Sie“ — sie richtete sich lebhaft auf — „wie können Sie so etwas sagen? Egidy weiß recht gut, was er will.“

„Ich fürchte eben, er weiß es nicht. Was will er denn sein? Kirchlicher oder sozialer Reformator?“

„Als ob nicht Beides Hand in Hand geht!“

„Gestatten Sie, das thut es nicht! Wir sind über die Zeiten fort, wo man das soziale Elend mit einem religiösen Anstrich überlächeln konnte. Im Uebrigen: Was die Religion an sozialen Ideen geben konnte, das hat sie gegeben. Dazu brauchen wir Egidy nicht.“

Die Dame zuckte die Achseln: „Sie mögen ja Recht haben, aber handelt denn noch Einer nach Christi Lehre? Der moderne Mensch sagt: Religion ist Privatsache.“ Da tritt eben Egidy ein: Nein, sie ist nicht Privatsache. Religion nicht mehr neben unserem Leben, unser Leben selbst Religion.“

„Ich weiß, ich weiß! Egidy's Schlagwort. Schade, daß es nicht neu ist. Die Kirche predigt es schon beinahe 1900 Jahre. Hat es etwas genügt?“

„Darum bringt es Egidy ja wieder den Menschen in Erinnerung.“

„Und welchen Menschen? Wem gilt seine Botschaft? Dem Volk? Ach, dem Volk, das unter dem sozialen Elend schmachtet, ist mit religiösem Zuckerbrot nicht gedient. Oder spricht er zu den besseren Klassen? Sie . . .“

„Aber, erlauben Sie, doch zu Beiden! Er will ja eben die Gegensätze versöhnen.“

„Und glauben Sie, daß sich noch etwas versöhnen läßt?“

„Man muß das doch wenigstens immer wieder versuchen . . . Hören Sie nur Egidy selbst einmal. Ich glaube sicher, daß er Sie gewinnen wird.“

„Ich glaube es nicht. Er bringt ja nur Worte, keine Thaten. Das Volk schreit nach Brot, und er vertröstet es auf seine „christliche Gemeinname“, d. h. auf Kuchen. Aber, wie heißt es im Liede?“

Als der Kuchen gebacken war,

lag das Kind auf der Todtenbahn.

Wenn wir auf Egidy warten sollten . . .“

„Dann werden wir Sie also auch nicht im Klubhaus sehen?“

„Das will ich nicht abfragen. Wo ist das Klubhaus?“

„In der Krausenstraße. Wissen Sie nicht, am Dönhofsplatz.“

„Danke, nein, ich bin in jene Gegend noch nicht gekommen.“

„Ach, Sie sind kein Berliner?“

„Benigstens noch kein sehr alter, erst seit sechs Monaten.“

Sie waren während der letzten Worte aufgestanden und hatten sich dem hinausströmenden Publikum angeschlossen. Auf der Straße blieb die Dame stehen: „Nicht wahr, Berlin ist entzückend?“

„Jedenfalls bietet es Anregung in Menge, was ich in meinem elenden Provinzialwinkel schwer vermisse; nur etwas einsam fühle ich mich noch.“

„So?“ Ein bligendes Aufsechten erschien in ihren unruhigen Augen. „Dann sollten Sie erst recht nach der Egidy-Vereinigung kommen. Aber da ist meine Pferdebahn. Darf ich sagen auf Wiedersehen, Herr, Herr? . . .“

„Seefeld!“ Er verbeugte sich. „Barbon, daß ich es vergaß, ich hoffe, daß ich dort sein kann, gnädige Frau.“

„Grabow ist mein Name, Frau Baumeister Grabow.“

„Also — auf Wiedersehen!“ Ein kurzes Nicken, eine Verbeugung, dann war sie verschwunden.

In gehobener Stimmung schlug er den Heimweg ein; das kurze Wortgeplänkel hatte ihn lebhaft angeregt, seine trüben Gedanken waren verschwunden. Um so drückender lehrten sie wieder, als er seine Wohnung draußen in Moabit betrat. Marie war noch auf, aber über der Arbeit eingeschlafen. Ihr Haupt war gegen die Stuhllehne zurückgesunken, ihre gerötheten Hände lagen auf dem Strickzeug im Schooß. Er betrachtete sie einen Augenblick. Wie blaß und alt sie aussah, wie geschmacklos und plump das unmoderne Kleid um ihren Körper hing. Er verglich sie unwillkürlich mit jener anderen Frau, deren Geplauder ihm heute den Abend verflüchtigt; der Vergleich fiel nicht zu ihren Gunsten aus.

Unter seinen prüfenden Blicken erwachte sie.

schlaftrunken schnellte sie auf: „Du? Bist Du schon lange hier?“

„Erst eben gekommen. Ich war in der Egiby-Vereinigung.“

„Ach!“

Ihre Gleichgültigkeit reizte ihn. „Du weißt natürlich garnicht, was das ist!“

Sie überhörte den Spott. „Karlchen hatte wieder Krämpfe.“

„Schon wieder? Das ist ja aber geradezu entsetzlich, und Du reißt Dich vollkommen auf dabei! Sieh doch den Jungen in eine Anstalt.“

„Nie — niemals!“ Sie weinte vor sich hin.

„Thue mir den einzigen Gefallen, Mieke, laß das Weinen. Du kannst Einen damit rasend machen. Ueberlege Dir, daß der Junge in einer Anstalt vorzüglich aufgehoben ist, und daß Du dann endlich auch mal Dein Leben genießen könntest.“

„O, wie könnte ich denn! Denkst Du wirklich, daß ich Freude am Leben hätte, wenn mein armes Kind bei fremden Leuten ist?“

„Natürlich nicht!“ Er lachte höhnisch, in seinem Inneren kochte es. „Was sollte Dich auch freuen können? Kinder warten und Kranke pflegen, zu weiter reicht Dein Geist nicht aus!“ — „Paul!“

Aber er hatte das Zimmer bereits verlassen, trachend flog die Thür hinter ihm in das Schloß. —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Heimath.*

Und auch im alten Elternhause
Und noch am Abend keine Ruh?
Sehnsüchtig hör' ich dem Gebrause
Der hohen Pappeln draußen zu.

Und höre saßt die Thüre klinken,
Mutter tritt mit der Lampe ein;
Und alle Sehnsüchte versinken,
O Mutter, in Dein Licht hinein.

Richard Dehmel.

„Berliner Kollmops.“ Wenn im November Schnee und Regen zugleich zur Erde fällt und mit der Zeit jedes Kleidungsstück durchdringt, im Februar die Luft voll von Wasserdampf ist, der Alles mit Glätteis umkleidet, sieht man auf den Berliner Kollmops, zwischen einzelnen Stückgütern, gar häufig einen zusammengekauerten Jungen, der das Mitleid und den Born eines jeden Vorübergehenden erregt. Ein Kind ist er meistens noch und kaum der Schule entwachsen. In einem alten, geflickten und zerrissenen Rock eines Erwachsenen steckt er, den Stopf deckt eine ausgelebte Pudelmütze, um den Hals schlingt sich ein altes Tuch. Mit Argusaugen bewacht er die Ladung des Wagens, von Zeit zu Zeit durchschüttelt ein hohler, trockener Husten den mageren, schlecht genährten Körper. Das ist der „Berliner Kollmops“, der den Kollmopschern der Großstadt heute dieselben Dienste thut, wie einst den Fuhrleuten der Landstraßen ihr Spitz. Es ist ein saures Brod, wenn man von einem solchen hier überhaupt reden kann, denn Almosen, Brocken sind es zumeist nur, die für diese Jungen abfallen; verdienen doch ihre Herren, die Kollmops, selbst kaum das zum Leben Notwendigste. Wie viele dieser Kinder mühen an den Unbilben der Bitterung, infolge der ungenügenden Ernährung zu Grunde gehen, wie viel mehr noch ihre Gesundheit ruiniren für's ganze Leben?! Und doch sorgt die Masse nicht immer wieder für Ersatz.

Etwas besser daran ist der „Kollmops“, der bei seinem Vater oder Onkel dient. Diese sorgen wenigstens dafür, daß er nicht in gar zu jungen Jahren zum Geschäft kommt, an zweckdienlicher Kleidung keinen Mangel leidet. So Einer ist übrigens nicht mehr so ganz Das, was man mit dem Begriff „Kollmops“ verbindet; seine Thätigkeit beschränkt sich nicht darauf, den Spitz zu vertreten, er ist mehr: Er ist Kutscher-Lehrling, trägt den steifen Lederhals und hantirt mit dem Lade-Haken und der Lade-Keiler. Da er mit seinem „Herrn“ frühstückt, ist er auch besser genährt. Der junge Mann gewinnt Selbstbewußtsein und fühlt sich als Kutscher, was oft ganz pösslich anzusehen. Aus dieser Sorte wachsen dann die Berliner Kollmopschere heran, diese Mieser, ohne die die großen Geschäfte garnicht auskommen könnten, und an denen nichts Anderes anzusehen ist, als daß ihnen noch manchmal das richtige Solidaritätsgefühl mangelt.

Ein Kollmops dieser Art scheint dem Maler unseres Bildes als Modell gedient zu haben. Zu oberst sitzt er hinten auf dem hochhoch geladenen Kollwagen, zwischen zwei Kisten; die Hände hat er hinter den Lade-Keiler gesteckt, die Beine läßt er über die Lade-Keiler baumeln. Er ist stillvergnügt: Das Frühstück hat ihm geschmeckt; bis zum Bahnhof ist es weit, da kann er sich etwas ausraffen. —

Sinter dem Segel. So sind nun die Maler. Nicht anders als die Menschen im Allgemeinen. Was dem Einen so ernst erscheint, was Ludwig Dettmann zum Beispiel in einem feierlich-ernsten Bilde behandelt hatte — die Liebe — damit treibt der Andere sein Schelmen-spiel. Hans Dahl, der Norweger, liebt mehr den über-müthigen Scherz, wie unser heutiges Bild zeigt. In der entlegenen Bucht glaubten der Fischer und seine Dirn' so schön verborgen zu sein. Eine herrliche Gegend, wie geschaffen zum Minnespiel. Ein norwegischer Fiord.

* Aus „Welt und Welt“. Berlin, Schuster und Voelfler.

Schroff fallen die Felsen zur See ab. Starke Dunstluft schwebt über dem Wasser, zieht einen feinen, hellgrauen Schleier um die Berge, giebt den lichten Wolken einen feuchten Schimmer. Im Sonnenschein glitzernd, plätschern die kurzen Wellen an den Strand. Nur verborgen ist es den Weiden noch nicht genug, vielleicht könnte doch ein unberufener Späher dazwischen kommen. Um ja recht sicher zu gehen, stecken sie sich hinter das große Segel. Und nun wird geküßt, nach Herzenslust. Leider ist aber die Rechnung ohne die Sonne gemacht. Die zeichnet die Schatten Weider auf dem durchleuchteten Segel nur allzu getreu nach. Die Silhouetten sind von unglaublicher Komik. So eine schräge Bedachung auf einem Fischer-kahn ist ein wackeliger Boden, da heißt's balanciren, will man nicht ein unfreiwilliges Bad nehmen. Da muß man weit auseinander sehen, der Eine auf dieser, der Andere auf jener Dachseite, um eine große Standfläche zu haben. Graziös ist diese Stellung eigentlich nicht — natürlich muß auch gleich Jemand da sein, der das sieht. Das ist schon einmal so: wo man sie nicht haben will, da sind die Menschen zuerst. Zufällig ist die Fuhrkauerin an den Strand gekommen, gleich hat sie die Geschichte bemerkt. Nein, das macht sich ja zu drollig! Sie muß lachen, herzlich lachen; aber wie sie sinnend dasieht und hinschaut, will es fast scheinen, als möchte sie ganz gern mit der da drüben tauschen. Wenn die Stellung der Weiden spakhast aussieht, was kümmert sie's? Wenn nur die Rippen zusammen kommen! Was wissen Liebende überhaupt davon, wie komisch sie manchmal den Anderen erscheinen! Kann ihnen auch gleich sein . . .

Das Lebensglück des verächtlichen Genuß. Mit unheimlicher Sicherheit bereitete sich die Revolution von 1848 vor. Das alte, absolute Staatsystem trachtete in allen Fugen, und kundige Ohren vernahmten gar deutlich die Vorböten des kommenden politischen Erdbebens. Vor Allen jener Mann, der mit gespannter Aufmerksamkeit alle Zusammenbrucherscheinungen der alten Welt verfolgte hatte, Friedrich von Genuß. Dieser geniale Wüßling erschaute im Geiste, wie sich riesengroß und unwiderstehlich die Revolution erhob, und er machte seiner hangen, herzabdrückenden Angst Luft in den Briefen an seine Freundin Rahel.

Er schrieb an diese am 8. Juli 1831: „Es wird immer wilder und finstlicher auf Erden. Niemand kann mehr das Schicksal seines Landes, seiner nächsten Umgebung, sein eigenes, auf vier Wochen hinaus mit Sicherheit berechnen. Niemand weiß mehr, zu welcher Partei er gehört; die Meinungen, die Wünsche, die Bedürfnisse durchkreuzen sich so sonderbar und begegnen sich auch wieder in dem allgemeinen Gesinnung, daß man kaum Freund und Feind mehr unterscheiden; es ist ein Krieg Aller wider Alle, dem Donnerschläge von oben und Erdbeben von unten allein ein Ende machen können. . . . Denken Sie sich nur — Sie begreifen es ja! — daß ich heute nicht eine einzige Depesche lesen oder schreiben kann, die mich nicht auf's Beinstlichste bewegte, mir nicht das Bild des allgemeinen Verfalles von einer oder der anderen Seite anschaulich machte. Denken Sie sich dabei, daß auch Diejenigen, die so lange im Rufe leichtsinniger Optimisten standen, jetzt die Schwärzesten aller Schwärzester geworden sind, und mir jeden Morgen schwermüthig betheuert wird, daß all' unser Thun und Treiben vergeblich, daß die Welt ohne Rettung verloren sei, daß uns nichts übrig bleibt, als uns auf unseren nahen Tod zu bereiten . . .“

Arm, bettelarm war das innere Leben des Genuß geworden. Der Ankauf schöner Möbel und kostspieliger Parfüms füllte seine müde, leergerannete Seele aus. „Ich wohne“, so schrieb er an seine Freundin Rahel, „Kollmarkt 1215, habe schon hübsche Meubles und lebe rasend gut. Noch habe ich zwar nur erst einen Kammerdiener und zwei Livreebediente, es wird aber schon ärger kommen.“ In einem anderen Briefe schreibt er: „Ich beschäftige mich, sobald ich nur die Feder wegwerfen darf, mit nichts als der Einrichtung meiner Stuben und Studire ohne Unterlaß, wie ich mir Geld zu Meubles, Parfüms und jedem Raffinement des sogenannten Luxus verschaffen kann. . . .“ Inmitten seiner wachsanale erschaute der Sybarit Genuß aber oft schreckensvolle Gespenster, das Knochengeriß des Todes und die graue Spulgestalt einer hereinbrechenden blutigen Revolution. „Die Furcht vor dem Tode“, schreibt Barnhagen, „ver-bitterte oft Genuß jeden Lebensgenuß. Er fürchtete Ge-

witter, See- und Bergfahrten, Wassergelirr, Volksgechrei kurz Alles und Jedes, mit dem sich nicht reden ließ und wo keine Argumente galten. Ihn erschreckte jedes rauhe, barsche Auftreten, jedes wilde, trostige Aussehen, ein Schmirrbart schon war ihm unheimlich, ein finstlicher, unwilliger Blick, den er nicht gleich deuten konnte, selbst bei seinen besten Freunden, machte ihn unruhig; ein schwarzes, düsternes Gesicht neben ihm, mit starkem Schnurr- und Backenbart, konnte ihm eine ganze Mahlzeit verderben, seine scheuen Seitenblicke peinlichst beschäftigen. Als Kogebue durch Sand erdolcht worden war, erhielt Genuß einen fürchterlichen Drohbrief, „er sei der Ehre, durch den Dolch zu sterben, garnicht werth, ihm sei Gift bestimmt und schon bereitet, denn verurtheilt sei er längst als ein Verräther, der die Freiheit des Vaterlandes untergraben helfe“. Das machte auf Genuß einen entsetzlichen Eindruck, er sollte bei einem fremden Gesandten, seinem bewährten Freunde, zu Mittag speisen, er ließ abfragen, wagte acht Tage sich nicht aus dem Hause und faum zu essen, jeder Bissen, den er genoß, erregte ihn Schauer und Angst. — y.

Warum hat die Lokomotive kein Schwungrad? Bei den meisten Dampfmaschinen bemerken wir eine kolossale, fest auf der Welle sitzende Scheibe, das sogenannte Schwungrad. Seine Aufgabe ist vornehmlich, der Maschine über die beiden „todten“ Punkte hinwegzuhelfen. Im Zylinder der Maschine wird durch den Dampf ein Kolben hin und her getrieben, wodurch die mit ihm verbundene Kolbenstange ebenfalls geradlinig hin und her geht. An ihrem Ende greift sie in das Gelenk der Pleuelstange ein, deren anderes Ende mit der Kurbel verbunden ist, die fest auf der Welle sitzt. Die Pleuel- und Pleuelstange bilden miteinander einen Winkel, der bei der Bewegung des Kolbens bald größer, bald kleiner sich stellt, wodurch die Drehung der Kurbel und Welle veranlaßt wird. Nur wenn sich der Kolben an den beiden Enden des Zylinders befindet, stehen Kolben und Pleuelstange in gerader Linie, in deren Richtung sich auch die Kurbel befindet; sie kann also wohl gegen die Welle gepreßt werden, sie aber nicht in Drehung versetzen. Die beiden Stellungen heißen die todten Punkte der Maschine. Zu ihrer Ueberwindung dient eben das Schwungrad. Seine mächtige, in Bewegung befindliche Masse schiebt nicht plötzlich still, sondern dreht sich noch weiter, wodurch auch die Welle und Kurbel mitgedreht wird, so daß die Stellung des todten Punktes überwunden wird. Steht die Maschine vor ihrem Anlaufen auf einem todten Punkte, so muß das Schwungrad mit der Hand oder durch eine andere mechanische Kraft ein wenig gedreht werden, damit sie aus dieser Stellung herauskommt.

Die Lokomotive hat nun, wie gesagt, kein Schwungrad. Wie überwindet sie also die todten Punkte, die doch bei ihr so gut vorhanden sind, wie bei jeder anderen Dampfmaschine? Nun, eine Lokomotive ist nicht eine einzelne Dampfmaschine, sondern im Grunde besteht sie aus zweien, die so miteinander gekuppelt sind, daß jede der anderen über die todten Punkte hinweghilft. Eine Lokomotive hat an jeder Seite einen Dampfzylinder, dessen Kolben mittels Pleuelstange und Kurbel auf dieselbe Welle wirkt. Befindet sich nun der Kolben in dem einen Zylinder am Ende, so daß also Kolbenstange, Pleuelstange und Kurbel in gerader Linie liegen, so ist der Kolben im anderen Zylinder gerade in der Mitte desselben, also in stärkster Bewegung, wobei die Kurbel senkrecht zur ersten Kurbel steht. Da sie auf dieselbe Welle wirkt, wie diese, so dreht sie sie über den todten Punkt hinweg. Auch Schiffsmaschinen sind derartig gekuppelt Maschinen, die des Schwungrades entbehren können. Ebenso haben Elektromotoren kein Schwungrad; diese brauchen es nicht, weil bei ihnen überhaupt kein todter Punkt eintritt. Der hinein geleitete elektrische Strom versetzt vielmehr die Welle ganz unmittelbar in Rotation, so daß die Verwandlung einer hin und her gehenden Bewegung in eine drehende überflüssig ist. Es bildet das einen großen Vorzug der elektrischen vor den Dampfmaschinen. — b.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.